

SENECA ÜBER DEN RECHTEN UMGANG MIT BÜCHERN*

Eine der stärksten Beeinträchtigungen der Seelenruhe, so lautet eine Grundthese in Senecas Schrift *De tranquillitate animi*, geht aus von der Sorge um den eigenen Besitz. Seneca empfiehlt daher eine bescheidene Lebensweise auf allen Gebieten; auch für die geistigen Beschäftigungen (*studia* 9,4) sei nur ein maßvoller Aufwand vor der Vernunft zu rechtfertigen. Und nun folgt eine längere Tirade im Diatribenstil (9,4–7): „Wozu die zahllosen Bücher und Bibliotheken, deren Besitzer in seinem ganzen Leben kaum die Titel gelesen hat? Den Lernenden belastet die Masse, anstatt ihn zu belehren, und viel besser ist es, dich wenigen Autoren anzuvertrauen, als durch viele dich zu verirren.“ Nach einem Seitenhieb auf die Bibliothek von Alexandria, die nicht für wissenschaftliche Arbeit, sondern als Prunkstück eingerichtet worden sei, fährt Seneca fort (6–7): „Warum soll man Verständnis haben für einen Menschen, der auf die Jagd geht nach Bücherschränken aus Zitrusholz und Elfenbein, der die Gesamtausgaben von unbekanntem oder zweitklassigen Autoren erwirbt und der zwischen so vielen tausend Büchern ins Gähnen gerät, dem an seinen Bücherrollen am besten der Schnitt und die Titel gefallen? Bei den größten Nichtstuern kannst du alles sehen, was es an Reden und Geschichtswerken gibt, bis unters Dach sind die Regale aufgerichtet; denn schon wird, neben Bädern und Thermen, auch eine elegante Bibliothek als notwendiger Schmuck des Hauses eingerichtet. Ich hätte volles Verständnis hierfür, wenn man aus zu großer Liebe zur Wissenschaft sündigen würde; so aber werden diese erlesenen Werke ehrwürdiger Genies zusammen mit ihren Porträts nur zum Angeben und als Wandschmuck angeschafft.“

Nun, wir Philologen dürfen uns zugute halten, daß wir unsere Bücher nicht als Wandschmuck, sondern aus Liebe zur Wissen-

*) Unveränderte Fassung eines Vortrags, der aus Anlaß des Umzugs der Bibliothek des Instituts für Klassische Philologie der Universität des Saarlandes am 20. März 2004 in Saarbrücken gehalten wurde.

schaft angeschafft haben. Dennoch muß uns der Seitenhieb auf die gerade für uns Philologen so bedeutsame Bibliothek von Alexandria stutzig machen. Offenbar hat Seneca seine ganz speziellen Vorstellungen vom richtigen Umgang mit Büchern und vom rechten Lesen. Diese Vorstellungen finden wir vor allem in seinen Briefen an Lucilius.

Schon gleich im zweiten Brief (ep. 2,1–4) gibt Seneca Ratschläge für die richtige Lektüre. Lucilius ist anscheinend ein begeisterter Bücherleser; seine Leseliste umfaßt viele Autoren und alle möglichen Arten von Literatur. Senecas erster Ratschlag ist deshalb eine Warnung: Achte darauf, daß deine Lektüre nichts Schwankendes und Unstetes (*vagum et instabile*) an sich hat. Bei verlässlichen Geistern (*certis ingeniis*) muß man verweilen und sich mit ihnen nähren, wenn etwas in der Seele haften soll. Denn wer überall ist, ist nirgendwo. Es gilt also, sich bei der Lektüre nicht zu verzetteln und nicht von einem Buch zum nächsten zu springen, sondern sich länger bei zuverlässigen Autoren aufzuhalten (*immorari*). Seneca verdeutlicht die Gefahr des Sich-Verzetteln mit mehreren Analogien: Wer sein ganzes Leben mit Reisen zubringt, der erfährt viel Gastlichkeit, aber keine Freundschaft. Eine Speise kann nur anschlagen, wenn sie vom Körper nicht gleich wieder ausgeschieden wird. Eine Wunde, an der dauernd neue Arzneien ausprobiert werden, kann nicht heilen. Ein Setzling, der immer wieder umgepflanzt wird, kann keine Kräfte entwickeln. Ebenso führt eine Vielzahl von Büchern zur Verzettelung (*distringit librorum multitudo*). Da Lucilius nicht so viele Bücher lesen kann, wie er besitzen könnte, genügt es, nur so viele zu besitzen, wie man auch lesen kann.

Lucilius beharrt aber auf seinem Wunsch, mal dieses, mal jenes Buch zu lesen. Seneca empfiehlt ihm, immer die bewährten Autoren (*probatos*) zu lesen; und wenn er Lust auf Abwechslung habe, solle er wieder zu den davor gelesenen (bewährten) Autoren zurückkehren. Es darf also durchaus auch Abwechslung geben, aber nur innerhalb des Kanons der bewährten Autoren.

Die bisherigen Mahnungen Senecas gaben methodische Anweisungen, die eher die äußere Organisation der Lektüre betreffen. Im folgenden hören wir etwas über das innere Ziel der Lektüre (2,4): „Verschaffe dir täglich etwas Hilfe gegen die Armut, etwas gegen den Tod und ebenso gegen die übrigen Plagen; und wenn du vieles durchgegangen bist (*percurreis*), pflücke dir eines heraus (*excerpe*), um es an diesem Tag zu verdauen (*concoquas*).“

Die Lektüre von Büchern soll also, modern ausgedrückt, Lebenshilfe leisten, indem sie den Menschen im Kampf gegen die Todesfurcht und andere Bedrohungen wappnet. Es sind demnach primär Bücher philosophischen Inhalts, auf die Seneca den Lucilius verweist. Die Lektüre dieser Bücher soll in zwei Phasen erfolgen:

Die erste Phase ist eine Phase extensiver, „kursorischer“ Lektüre, in der Lucilius viele Bücher „durcheilen“ (*percurrere*) soll.

Die zweite Phase ist eine Phase intensiver Lektüre, in der das Gelesene gedanklich vertieft und gefestigt werden soll. Lucilius soll sich aus dem Gelesenen einen Gedanken, ein Wort „exzerpieren“, um es, wie Seneca unter Rückgriff auf die Analogie der Nahrungsaufnahme sagt, zu „verdauen“.

Seneca bekennt, daß auch er selbst seine Lektüre nach diesem Grundsatz betreibt: „Aus der größeren Menge des Gelesenen greife ich etwas für mich heraus“ (*ex pluribus quae legi aliquid apprehendo* ep. 2,5). Und so beschließt er jeden der 29 Briefe der ersten drei Bücher damit, daß er dem Lucilius eine solche von ihm selbst gepflückte Lesefrucht mitteilt, über die dieser nachdenken möge.

Den Grundsatz ‚Qualität statt Quantität‘ hebt Seneca auch im 45. Brief hervor, indem er Lucilius’ Klage über Büchermangel mit dem Hinweis beantwortet, daß es nicht darauf ankomme, wie viele Bücher er besitze, sondern wie gut die Bücher seien, die er besitze; denn „eine feste, stetige Lektüre nützt, eine abwechslungsreiche gewährt (lediglich) Unterhaltung“ (*lectio certa prodest, varia delectat* ep. 45,1). Wer an ein bestimmtes Ziel gelangen will, der dürfe nur einem einzigen Weg folgen und nicht unstedt umherirren.

Ziehen wir an dieser Stelle eine erste Zwischenbilanz. Lesen hat für Seneca nichts mit Zerstreuung und Abwechslung zu tun, sondern mit Konzentration auf ein bestimmtes Ziel. Dieses Ziel ist letztlich identisch mit dem Ziel, zu dem Seneca den Lucilius durch seine Briefe hinleiten will, nämlich dem Lebensglück, der *vita beata*. Für die *vita beata* konstitutiv ist die *securitas* und die *tranquillitas* (vgl. ep. 92,3). Die *securitas* besteht im Freisein von Affekten, die durch vermeintliche Übel hervorgerufen werden, an erster Stelle von der Todesfurcht. Die *tranquillitas* ist die abgeklärte Heiterkeit des Geistes, die durch Verringerung, ja Auslöschung der Begierden, vor allem der *avaritia*, *luxuria* und *ambitio*, erreicht wird. Beide, *securitas* und *tranquillitas*, sind aber nicht möglich ohne die *scientia divinorum humanorumque* (ep. 74,29); denn eine nur unbewußt oder zufällig richtige Handlung ist keine *virtus*; diese

entsteht vielmehr erst durch Hinzutreten des sittlichen Bewußtseins, in welchem sich der Wille, richtig zu handeln, und das Wissen um das wahre Wesen der Dinge verbinden (vgl. ep. 95,55–58).

Dies ist nun der Ort, an welchem der Lektüre von Büchern eine wichtige Funktion zukommt: Bücher können und sollen zur *vita beata* beitragen, indem sie ein richtiges Wissen etwa über physikalische Phänomene oder über ethische Sachverhalte, wie z. B. über die wahre Güterordnung, vermitteln. Solche Vermittlung leisten primär Bücher philosophischen Inhalts.

Aber auch andere als fachphilosophische Bücher können Lebenshilfe leisten, sofern man sie in der richtigen Weise liest. Welches die richtige Weise ist, zeigt Seneca in dem bekannten 108. Brief, in welchem er der philologischen Lektüre eines Textes die philosophische Lektüre entgegenstellt. Er demonstriert dies an dem Halbvers aus Vergils *Georgica* 3,284: *fugit irreparabile tempus*. Der Philologe, so Seneca, stellt zu diesem Vers aufgrund seiner Forschungen zu Vergil lediglich fest, daß Vergil jedesmal, wenn er von der Schnelligkeit der Zeit spricht, das Verbum *fugere* verwendet. Der Philosoph dagegen lese den Vers mit folgenden inneren Überlegungen: „Wir müssen wachsam sein; wenn wir uns nicht beeilen, bleiben wir zurück; der schnelle Tag hetzt uns und wird von uns gehetzt; ohne es zu merken, werden wir fortgerissen; wir regeln alles für die Zukunft, und während alles dem Abgrund zustürzt, sind wir innerlich unbeteiligt“ (ep. 108,24).

Was der Philosoph hier mit dem Text macht, ist das, was die biblische Hermeneutik des 18. Jahrhunderts als *applicatio* bezeichnete: als Anwendung des Textes auf die Situation des Lesers bzw. Hörers. Ein solches Lesen bezeichnet M. v. Albrecht¹ treffend als „therapeutisches“ Lesen, insofern es der Heilung dient. Man könnte es auch ein „existentielles“ Lesen nennen, weil der Text Anlaß und Mittel wird zur Selbstprüfung und Selbsterkenntnis und somit, um einen Begriff von Karl Jaspers zu benutzen, zur Existenz-erhellung.

In den bis hierher vorgeführten Äußerungen Senecas über den rechten Umgang mit Büchern ist ein Aspekt noch nicht explizit zur Sprache gekommen, nämlich das selbständige und selbsttätige

1) Vgl. M. v. Albrecht, *Klassikerlektüre in therapeutischer Sicht*. Senecas zweiter Brief an Lucilius, in: *Hommages à J. Veremans*, éd. par F. Decreux et C. De-roix, Bruxelles 1986, 1–10.

Lesen und Verarbeiten eines Textes. Diese Art des Umgangs mit dem Gelesenen steht im Zentrum des 84. Briefes, den ich nun im ganzen vorstellen möchte.

Seneca eröffnet den Brief mit dem Bekenntnis, daß regelmäßiges Lesen (*lectiones*) für ihn etwas Notwendiges sei. Dafür nennt er zwei Gründe (ep. 84,1). Der erste ist: „damit ich mich nicht mit mir allein zufrieden gebe“ (*ne sim me uno contentus*). Lesen befreit also aus der Befangenheit in der subjektiven Perspektive, dient der Horizonterweiterung. Der zweite Grund ist: „damit ich, wenn ich die Forschungen anderer kennengelernt habe, dann einerseits das von ihnen Herausgefundene beurteile und andererseits über das nachdenke, was noch herausgefunden werden muß“ (*ut, cum ab aliis quaesita cognovero, tum et de inventis iudicem et cogitem de inveniendis*). Lesen, vor allem von wissenschaftlicher Literatur, schafft ein Problembewußtsein und regt zu weiterem eigenen Forschen an. Solches Weiterforschen wird in ep. 104,16 als geistige Befreiung gedeutet: „Man muß sich mit wissenschaftlichen Studien abgeben und mit den Meistern der Weisheit, damit wir das, was schon erforscht ist, lernen und das, was noch nicht gefunden ist, suchen: Auf diese Weise wird der Geist, der aus der erbärmlichsten Knechtschaft herausgeführt werden muß, in die Freiheit gesetzt.“

Im 84. Brief faßt Seneca die Wirkung des Lesens in die knappe Formel: „Lesen gibt dem Geist Nahrung“ (*alit lectio ingenium* 84,1). Doch nicht nur dies: „Lesen erfrischt auch den von seiner Tätigkeit ermüdeten Geist (*studio fatigatum*), dies aber dennoch nicht ohne geistige Tätigkeit (*non sine studio tamen*).“ Das zweimalige *studio* verweist auf zwei Formen geistiger Tätigkeit: eine aktive, produktive und eine passive, rezeptive Tätigkeit. Lesen vermag als rezeptive geistige Tätigkeit den von aktiver geistiger Arbeit ermüdeten Geist wieder zu regenerieren. Was Seneca mit der aktiven Tätigkeit meint, wird im folgenden deutlicher. Es ist die eigene schriftstellerische Tätigkeit. Und so handelt der Brief im weiteren Fortgang nicht vom Lesen schlechthin, sondern vom rechten Lesen als einer Voraussetzung rechten Schreibens.

Beides soll man abwechselnd betreiben; denn ein ausschließliches Schreiben trocknet die Kräfte aus und erschöpft sie (*contristabit et exhauriet*), ständiges Lesen schwächt sie und löst sie auf (*solvet ac diluet* 84,2). Dem Schreiben weist Seneca die Aufgabe zu, das, was man durch Lesen zusammengelesen hat (*lectione collectum*), zu

einem Ganzen zu formen (*redigat in corpus*). Diesen Prozeß veranschaulicht er durch einen Vergleich mit der Tätigkeit der Bienen, welche zwei Phasen umfaßt: Zuerst saugen die Bienen die geeigneten Blüten aus (*carpere*), dann sortieren sie das Gesammelte und verteilen es in die einzelnen Waben (*disponunt ac per favos digerunt* 84,3). Über den eigentlichen Vorgang der Honigproduktion gibt es nach Seneca zwei Theorien (84,4). Nach der einen ist der Honig bereits als eine fertige Substanz in den Pflanzen vorhanden, so daß die Bienen ihn nur noch herauszusaugen brauchen. Die andere Theorie nimmt an, daß die Bienen das, was sie gesammelt haben, dadurch in den Honiggeschmack verwandeln (*mutent*), daß sie eine Eigenschaft ihres eigenen Atems (*proprietas spiritus sui*) daruntermischen; diese Beimischung ist gleichsam eine Art Gärmittel (*fermentum*), durch das die verschiedenen Elemente zu einer Einheit zusammenwachsen (*in unum diversa coalescunt*).

Seneca entscheidet sich stillschweigend für die zweite Theorie, wenn er aus dem Bienengleichnis folgende Anwendung zieht (84,5): „Auch wir müssen diese letzteren Bienen (*has apes*) nachahmen und alles, was wir aus verschiedener Lektüre zusammengetragen haben, trennen (*separare*) – denn besser läßt sich Gesondertes (*distincta*) aufbewahren –, sodann mittels der eifrigen Bemühung und der Fähigkeit unseres Geistes (*adhibita ingenii nostri cura et facultate*) jene verschiedenen Lese Früchte zu einem einheitlichen Geschmack zusammenfließen lassen, damit man, auch wenn man sieht, woher es genommen ist, dennoch sieht, daß es etwas anderes ist als das, woher es genommen worden ist.“

Die Verarbeitung des Gelesenen ist also ein dreistufiger Prozeß; seine drei Phasen sind Sammeln, Sortieren, Synthese. Das Gelesene erfährt dabei eine qualitative Veränderung analog zu dem von den Bienen gesammelten Nektar, der von diesen in Honig verwandelt wird (*mutari, verti* sind Leitbegriffe des Textabschnittes). Dem Gärmittel, das die Bienen dabei benutzen, entsprechen bei dem Lesevorgang die *ingenii nostri cura et facultas*. Ohne eine hinzutretende eigene geistige Tätigkeit ist diese Verwandlung nicht möglich, bringt Lesen keine Früchte.

Das Bienengleichnis, dessen Nachwirkung über Macrobius hinweg bis zu Petrarca reicht², veranschaulicht primär die quali-

2) Vgl. hierzu Dina De Rentiis, Der Beitrag der Bienen. Überlegungen zum Bienengleichnis bei Seneca und Macrobius, RhM 141, 1998, 30–44.

tative Transformation des Gelesenen. Im folgenden hebt Seneca, wiederum mit verdeutlichenden Gleichnissen, zwei andere Aspekte stärker hervor, die im Bienengleichnis bereits anklangen. Das eine ist die Aneignung im wörtlichen Sinne, nämlich die Verwandlung des Gelesenen in Eigenes, das andere ist die Verbindung von Verschiedenem zu einem einheitlichen Ganzen.

Für die Verwandlung in Eigenes zieht Seneca als Analogie die Nahrungsaufnahme heran (84,6–7): „Solange die Nahrung, die wir eingenommen haben, in ihrer Eigenschaft verharrt und in festem Zustand im Magen schwimmt, ist sie eine Last; wenn sie sich aber aus ihrem früheren Zustand heraus verändert hat, erst dann geht sie in Kräfte und Blut über. Dasselbe müssen wir an dem vollziehen, womit der Geist genährt wird, nämlich alles, was wir geschluckt haben, nicht unangetastet (*integra*) lassen, damit es nicht etwas Fremdes (*aliena*) bleibt. Verdauen wollen wir es (*concoquamus*); andernfalls wird es bloß ins Gedächtnis wandern, nicht in den Geist. Wir wollen ohne Vorbehalt jenen (sc. den aufgelesenen Gedanken) zustimmen und sie zu den unsern machen, damit aus vielem eine Art Einheit entsteht, so wie eine einzige Zahl aus einzelnen Zahlen entsteht, indem eine einzige Addition kleinere und untereinander ungleiche Summen zusammenfaßt.“

Das Verdauen ist eine anschauliche organische Metapher für die qualitative Verwandlung und Anverwandlung des Gelesenen. Unverdautes belastet nur das Gedächtnis, wird aber nicht Teil unserer geistigen Persönlichkeit (*ingenium*). Verdaut ist das Gelesene dann, wenn wir es verstanden, durchdacht, beurteilt, in Beziehung gesetzt haben zu dem, was wir schon wissen, und mit diesem zu einer Einheit verschmolzen haben.

Die Prozesse, die Seneca bis hierhin beschrieben hat, spielen sich, so ist unser Eindruck, primär im Innern des Lesers ab. Dieser Eindruck ist aber nicht ganz zutreffend. Bereits in 84,5 hatte Seneca gefordert, daß sichtbar werden soll (*appareat*), daß das Endprodukt des Aneignungsprozesses etwas anderes ist als das Ausgangsprodukt. Das heißt: Das Resultat richtiger Lektüre soll auch nach außen sichtbar werden; Medium dieser Sichtbarkeit ist natürlich das geschriebene Wort. Sichtbar werden soll aber bloß das Resultat, nicht die Zwischenstufen: „Unser Geist soll alles, wodurch er unterstützt worden ist, verbergen, er soll nur eben das zeigen, was er selbst zustande gebracht hat“ (84,7). Der Prozeß der Transformation soll nur in seinem Ergebnis für andere kenntlich werden.

In diesem Zusammenhang stellt sich ein Problem: Es kann sein, daß die Bewunderung für einen Autor so groß ist, daß sie zu einer sichtbaren Ähnlichkeit mit dem Vorbild führt und gerade nicht zur Andersartigkeit. Literarisch geht es also um das Phänomen der *imitatio*. Für diesen Fall fordert Seneca, daß man dem Muster so ähnlich sein soll wie ein Sohn dem Vater, nicht wie ein Porträt; denn ein Bild sei etwas Totes (84,8). Der Sinn des Vergleichs dürfte folgender sein: Mag der Sohn dem Vater auch noch so ähnlich sein, so wird dies doch nie eine starre porträtartige Ähnlichkeit sein. Vor allem hindert die Ähnlichkeit den Sohn nicht daran, eine eigene Persönlichkeit zu entwickeln. Lucilius kann sich damit nicht abfinden und fragt (84,8): „Darf man also überhaupt nicht erkennen, wessen Redestil du nachahmst, wessen Beweisführung und wessen Gedanken?“ In seiner Antwort geht Seneca noch weiter: Manchmal kann man es nicht einmal erkennen, wenn nämlich ein großer Geist all den Elementen, die er dem Vorbild entnommen hat, seine eigene Form aufprägt (*formam suam impressit*), so daß jene zu einer Einheit zusammenschießen (*in unitatem competant*).

Die Einheit, die in einem Schriftwerk sichtbar werden soll, ist zunächst eine Einheitlichkeit des Stils. Damit ist nicht Monotonie gemeint, sondern ein Stil, der durchgehend Ausdruck der Person des Schreibenden ist. Sodann müssen auf der inhaltlichen Ebene alle Lesefrüchte so weiterverarbeitet sein, daß sie nicht mehr als einzelne identifizierbar sind, sondern in einem höheren Ganzen aufgehen.

Diesen Prozeß beschreibt Seneca in einem weiteren Gleichnis, indem er das zu schaffende Ganze mit der Musik eines Chores vergleicht. In einem Chor gibt es viele Stimmen, männliche und weibliche, hohe und tiefe, und dazu kommen noch Instrumente. Aber die einzelnen Stimmen bleiben unhörbar, die Stimmen aller dagegen hört man (*singulorum ... latent voces, omnium apparent* 84,9), und aus dissonanten Elementen entsteht ein harmonischer Zusammenklang (*fit concentus ex dissonis* 84,10). So soll auch unser Geist sein: In ihm sollen viele Kenntnisse, viele Lehren und Beispiele aus vielen Jahrhunderten enthalten sein, aber sie sollen sich zu einem harmonischen Ganzen verbinden (*in unum conspirata* 84,10).

Damit endet der vom Lesen und Schreiben handelnde Teil des Briefes. Es bleibt aber noch die Frage: Wie läßt sich dieses hohe Ziel

eines aus verschiedenen Elementen resultierenden Einen und Ganzen erreichen? Senecas Antwort lautet (84,11): „Durch beständige Anstrengung; indem wir nur das tun, wozu uns die Vernunft rät, und nur das vermeiden, wovon uns die Vernunft abrät.“ Was dies konkret bedeutet, zeigt der Schlußteil des Briefes: „Wenn du auf diese (die Vernunft) hören willst, dann sagt sie dir: Gib endlich diese Dinge auf, zu denen man in verschiedene Richtungen läuft; gib den Reichtum auf, der für die Besitzenden eine Gefahr oder eine Last darstellt; gib die körperlichen und geistigen Genüsse auf, sie verzärteln und entkräften; gib den Ehrgeiz auf, er ist etwas Aufgeblasenes, Nichtiges, Windiges, kennt keine Grenze, er ist ebenso darauf bedacht, daß er keinen vor sich, wie daß er keinen neben sich sieht.“ An den Palästen der Reichen soll man vorbeigehen und sich lieber der Weisheit (*sapientia*) zuwenden; sie ist der Gipfel, auf dem man sogar das Schicksal (*fortuna*) unter sich hat; und doch ist im Gegensatz zu dem steinigen Weg zu gesellschaftlichem Prestige der Weg zu diesem höchsten Ziel eben und bequem (84,12–13).

So weitet sich am Ende des Briefes die Einheit des Stils und des Gedankens aus zur Einheitlichkeit der gesamten Existenz. Durch diese Ausweitung bringt Seneca zum Ausdruck, daß die den Prozeß des rechten Lesens abschließende und ihn krönende Einheit und Geschlossenheit eines Schriftwerks nicht erreichbar ist ohne die Kohärenz und Kontinuität der Lebensführung überhaupt, die der Orientierung an der Vernunft entspringt. Rechtes Lesen – und Schreiben – wird so zu einem Indikator für richtiges Leben.

Saarbrücken

Klaus Schöpsdau